

handenen genuin adligen Einfluss auf das „private“ Leipziger Stiftungswesen weitgehend aus. So habe etwa der berühmte Jurist Dietrich von Bocksdorf durch das Leben in der Stadt ein „bürgerlich“ konnotiertes Bildungsinteresse rezipiert und sei deshalb „städtischer Herkunft“ (S. 94, Anm. 235), was dann aber doch dessen niederadlige Herkunft verkennt. Weitaus ertragreicher sind daher die abschließenden Vergleiche der „bürgerlichen“ Leipziger Stipendienstiftungen vor und nach der Reformation mit denjenigen Tübingens und Wittenbergs.

Das abschließende Kapitel 6 (S. 165-170) konstatiert, dass man weniger von einem genuin kursächsischen, als von einem protestantischen Stipendienwesen auszugehen habe (S. 168) und nimmt somit die eingangs aufgeworfene Fragestellung wieder auf. Anhand des Stipendienwesens lassen sich die für das konfessionelle Zeitalter typischen Entwicklungen der Territorialisierung (Förderung von ‚Landeskindern‘ zum Nutzen der eigenen Landesherrschaft) sowie der Umwandlung des Stiftungszwecks von der jenseitig geprägten Hoffnung auf individuelles Seelenheil hin zur diesseitig verstandenen Förderung des gemeinen Nutzens, nachweisen (S. 169).

Insgesamt hat Theresa Ratajszczak mit dieser Arbeit einen profunden und quellen-gesättigten – wenn auch mit theoretischen Schwächen behafteten – Überblick über das vor- und nachreformatorische Stipendienwesen an der Universität Leipzig vorgelegt, den man aufgrund des geleisteten Arbeitsaufwandes gar nicht genug hervorheben kann. Zukünftige Arbeiten zur Problematik der Finanzierung eines Universitätsstudiums an der Alma Mater Lipsiensis, die hoffentlich nicht bis zum nächsten Universitätsjubiläum auf sich warten lassen, können mit dieser Studie auf einer breit gefächerten und gut fundierten Basis aufbauen.

Leipzig

Alexander Sembdner

JENS BRUNING, Innovation in Forschung und Lehre. Die Philosophische Fakultät der Universität Helmstedt in der Frühaufklärung 1680–1740 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 132), Harassowitz Verlag, Wiesbaden 2012. – 344 S., 37 Abb., geb. (ISBN: 978-3-447-06627-3, Preis: 79,00 €).

Bereits mit dem Titel „Innovation in Forschung und Lehre“ ordnet Jens Bruning seine Studie in eine Forschungsrichtung ein, die nach Vorformen der „modernen Universität“ (S. 177) im 18. Jahrhundert sucht. Die Absicht, das geläufige Vorurteil der vermeintlich erstarrten und nicht wandlungsfähigen frühneuzeitlichen Universität vor 1800 in Frage zu stellen, wird aber in dem Moment problematisch, in dem ein zu starkes Modernisierungsnarrativ den Blick für die vormodernen Strukturen der Universität der Ständegesellschaft verstellt.

Dazu später mehr – zunächst zu den Inhalten des Buches, denn der Titel zeigt nicht genau das an, was Bruning bietet. Mehr als versprochen liefert Bruning durch eine ausführliche Einführung (S. 11-91) in die Geschichte der Universität Helmstedt und in die Strukturen ihrer Philosophischen Fakultät vor dem Untersuchungszeitraum 1680–1740. Hierdurch eignet sich das Buch als aktueller Einstieg in den Forschungsstand zur Universität Helmstedt. Weniger als der Titel verspricht, leistet das Buch indes in seinem Kernbereich: der Entwicklung der Philosophischen Fakultät. Die aufgearbeiteten und online zugänglichen seriellen Quellen der lateinischen und deutschen Vorlesungsverzeichnisse, der Hochschulschriften und der professoralen Rechenschaftsberichte der Universität Helmstedt (www.uni-helmstedt.hab.de) nutzt Bruning nur vereinzelt für seine Argumentation, obwohl er deren Erkenntniswert explizit betont. Stattdessen wählt er den Zugang über die Biografien derjenigen Professoren, die zwischen 1680

und 1740 an der Philosophischen Fakultät eine ordentliche oder außerordentliche Professur innehatten. Ein großer Teil des Buches besteht daher aus der Nachverfolgung der Besetzung der einzelnen Lehrstühle (S. 102-131) und einem bio-bibliografischen Anhang zu Lebensweg und Publikationen der 43 Professoren (S. 191-275). Zieht man nun noch das Quellen- und Literaturverzeichnis ab, so bleiben von den 344 Seiten letztlich nur ca. 70 Seiten, auf denen es konkret um „Innovation in Forschung und Lehre“ geht. Diese manifestiert sich für Bruning vorrangig in vier Phänomenen: in der Etablierung der Naturwissenschaften an der Universität, in der Ablösung der aristotelischen Schulphilosophie durch die Eklektik, in der Historisierung des Wissensbegriffs durch die *historia litteraria*-Vorlesungen und in neuen medialen Vermittlungsformen des Wissens. Nach einer Krisenphase um 1700 sei einer neuen Professoren-generation ab 1710 dadurch die Neuausrichtung der Philosophischen Fakultät gelungen.

Diese zunächst eindrückliche Argumentation steht aber auf schwachen Beinen. So wird z. B. auf nur zweieinhalb Seiten „die beginnende Herauslösung der naturwissenschaftlichen Disziplinen aus der Philosophischen Fakultät“ besprochen. Der einzige Quellennachweis hierfür ist eine angekündigte naturwissenschaftliche Lehrveranstaltung vom Wintersemester 1683/84. Die neuen wissenschaftlichen Kommunikationsformen der Gelehrten Gesellschaft und der wissenschaftlichen Zeitschrift wiederum konnten sich in Helmstedt nicht erfolgreich etablieren. Die gelehrte Gesellschaft „Societas Conantium“ bestand nur zwischen 1711 und 1723; die wissenschaftliche Zeitschrift „Annales Academiae Juliae“ war nicht viel mehr als das Mitteilungsblatt der Universität – ohne Rezensionswesen. Bruning schreibt selbst, dass es sich wohl eher um ein „Marketinginstrument“ handelte, um potenzielle Studenten auf das Angebot der Universität aufmerksam zu machen (S. 146).

Der konstatierte „Modernisierungsschub“ in den Jahren 1710 bis 1730 bleibt somit zu dünn belegt. Reichen neben den oben angeführten Veränderungen die Einführung deutschsprachiger Privatvorlesungen, das Angebot eines „Zeitungskollegs“ durch einen Professor und die Errichtung einer Professur für *Historia Litteraria*, um diese positive Wertung vorzunehmen? Oder folgte man an der Universität Helmstedt einfach den Entwicklungen der Zeit im Wettstreit der protestantischen Universitäten um zahlungskräftige Studierende – und das auch eher zögerlich und ohne von der je einzelnen Person unabhängige, institutionell abgesicherte Strukturen zu schaffen?

Gerade der biografische Zugang Brunings erhärtet letztlich den Verdacht, dass nicht Innovation, sondern Beharrung und Tradition in Helmstedt die Regel waren. Den Fortbestand der „Familienuniversität“ belegen die aufschlussreichen statistischen Auswertungen der Arbeit: Noch im 18. Jahrhundert wurden in Helmstedt knapp ein Viertel aller Lehrstühle mit Söhnen oder Schwiegersöhnen von Professoren besetzt (S. 96). Ein anderes Indiz für die anhaltende Traditionsverhaftung der Universität Helmstedt zwischen 1680 und 1740 zeigen die Karrierewege der Professoren. Von den 43 Professoren verblieben nur zehn dauerhaft auf einem der Philosophischen Fakultät zugeordneten Lehrstuhl ohne an eine höhere Fakultät zu wechseln. Darf man diese zehn Fälle nun als Beleg für eine beginnende Aufwertung der Philosophischen Fakultät in der Frühaufklärung werten? Oder hätten jene zehn Professoren auch einen Lehrstuhl in einer der drei höheren Fakultäten angenommen, kamen aber nicht zum Zuge? Wir wissen es nicht, weil das Buch nicht versucht herauszufinden, ob es sich um Karriermuster je nach Vorlesungsangebot, Erfolg auf dem Buchmarkt oder Verwandtschaftsverhältnis handelt. Ich würde daher Brunings Arbeit auch nicht als Mikrostudie bezeichnen, wie in einer anderen Rezension geschehen (K. J. WHITMER, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 36 [2013], H. 2, S. 190 f.). Die Mikrostudie interessiert sich gerade für den Einzelfall, verfolgt an einzelnen Studienobjekten die soziale Auseinandersetzung um Sinn und Ordnung. Den interessanten Fall des Johann Rempen, der

20 Jahre Jesuit war, bevor er nach der Konversion zum lutherischen Protestantismus 1707 Professor in Helmstedt wurde, schließt Bruning explizit wegen seines untypischen Karrierewegs von der Untersuchung aus (S. 98)!

Jens Brunings Buch weist somit Stärken und Schwächen auf: Es ist eine gelungene Einführung in den Forschungsstand zur Universität Helmstedt und durch Brunings Expertise an vielen Stellen der Arbeit zugleich in die Forschung zur frühneuzeitlichen Universität im Alten Reich insgesamt. Die statistische Auswertung der Professoren-Biografien ist aufschlussreich. Die Untersuchung von „Innovationen in Forschung und Lehre“ zeigt, dass es durchaus neue Inhalte und neue Vermittlungsformen gab, auch wenn die Statuten einer Universität unverändert blieben. Schwächen des Buches zeigen sich allerdings in der Wertung der aufgefundenen Phänomene. Für den Verfasser ist das Glas der Modernität halb voll, obwohl nur einige Tropfen darin sind. Dass die Arbeit nicht stärker die überlieferten Vorlesungsverzeichnisse, Hochschulschriften und Rechenschaftsberichte der Universität Helmstedt nutzt, ist angesichts des gewählten biografischen Zugangs verständlich, aber dennoch bedauernswert. Hier bleibt für die Forschung noch viel zu tun.

Paris

Johan Lange

THERESA SCHMOTZ, Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 35), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012. – 544 S., geb. (ISBN: 515-10255-1, Preis: 89,00 €).

Zunächst einmal: Theresa Schmotz hat ein gewichtiges Buch vorgelegt. Ihre Leipziger Dissertation aus dem Jahr 2009 ist nun als 544 Seiten starke Publikation in der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegebenen Reihe „Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte“ erschienen. Wer in das aus 278 Seiten Text und 205 Seiten kollektivbiografischem Anhang bestehende Buch schaut, merkt schnell, dass der Reihentitel auch die Monografie überschreiben könnte: Sie ist Forschung und Quelle zugleich. Die Autorin hat sich einem Thema angenommen, das für einige andere deutsche Universitäten (M. ASCHE, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule, Stuttgart 2010) oder einzelne Fächer (J. KÜMMERLE, Luthertum, humanistische Bildung und württembergischer Territorialstaat, Stuttgart 2008) bereits bearbeitet worden ist, in der Literatur zu Deutschlands zweitältester Alma Mater aber bisher nicht in diesem umfassenden Zugriff Gegenstand einer historischen Studie war.

Professorenfamilien besetzen oft über Generationen hinweg Lehrstühle und verzetzen damit nachgeborene Leser von Lektionskatalogen oder Vorlesungsverzeichnissen in nicht geringes Erstaunen ob der immer wiederkehrenden gleichen Nach- und –frühneuzeittypisch – auch Vornamen. In etwa so vermittelt es ein bekanntes Narrativ über die personelle Rekrutierung frühneuzeitlicher Universitäten, dessen Wirklichkeitsentsprechung Schmotz anhand der Leipziger Professoren überprüft. In engem Zusammenhang damit steht ein Stereotyp, nachdem besonders die Leipziger Universität als Hort der lutherischen Orthodoxie jegliche philosophischen und theologischen Neuerungen des 17. und 18. Jahrhundert unterdrückt, verhindert und insbesondere die Rezeption der Aufklärung beipiellos verschleppt habe. Die weltoffenen Bürger der Messe- und Verlagsstadt hätten hingegen diese Defizite einer mediokren, im universitären Arkanum agierenden Gelehrten durch ihren Wissensdurst ausgeglichen. Gegen diese holzschnittartigen Tradierungen schreibt die Autorin an, und das gelingt ihr